

STÉPHANE RIGAULT

## «Mein Zuhause waren immer Menschen»

Ein Nachmittag im Mai. Die Hunde spielen am Aareufer, als es endlich zu regnen beginnt. Es ist bitter nötig, die Natur hat Durst. Der Regen wird stärker, er wird das Grün explodieren lassen. Doch für ein Gespräch im Freien ist er zu kräftig, Stéphane Rigault erzählt am Schärme beim Feuer weiter aus ihrem Leben.



Leben bedeutet Veränderung. Bild: z/vg

Stéphane – der Name ist in Frankreich nicht weit verbreitet, ich habe von zwei, drei Frauen gehört, die so heissen, aber bisher bin ich keiner persönlich begegnet.

Ich wurde im Januar 59 in der Nähe von Lyon in Frankreich geboren als Älteste von drei Schwestern. Ich war ein «garçon manqué», trug gerne Jeans, hatte die Hände oft in den Hosentaschen und hätte gerne Fussball gespielt. Aber das durften Mädchen damals nicht. Lange Haare, pink und Ballett interessierte mich nicht. Ich wäre lieber mit den Buben in die Werkstattgegangen, als wie die andern Mädchen nähen und Hemdenbügeln zu lernen. Das war als Kind so, als Erwachsene wäre ich nicht mehr lieber ein Mann gewesen.

Als der Algerienkrieg ausbrach, musste mein Vater hin. Ich erinnere mich nicht an diese Zeit, ich war noch sehr klein und Vater erzählte wenig davon. Unsere Mutter war Hausfrau. Nach etwa zwei Jahren zogen wir nach Paris. Und dann nach London. Daran erinnere ich mich, ich war fünfjährig und wurde in einer englischen Schule eingeschult, was mir gefiel. Lesen und schreiben lernte ich auf Englisch. Nach drei Monaten sprach ich fließend Englisch. Ich wechselte dann auf ein «lycée français», ein französisches Gymnasium, und bald kam der Umzug nach Ghana. Ich war ungefähr zehn, elf und Ghana war wie Dauerferien: Meer, Sonne, baden, jeder Tag heiss und feucht. Wir hatten wenig mit Einheimischen zu tun, gingen in eine französische Schule, wo wir nur fünf Kinder in der Klasse waren. Nach zwei Jahren zügelten wir nach Brüssel. Es war ein schönes Leben, die vielen Wechsel. Und nun mochte ich Brüssel. Es waren die Siebzigerjahre. Pink Floyd, Jeans. Bis achtzehn trug ich nie mehr einen Rock, nur meine geliebten Lewis. In Brüssel fand ich auch

meine erste beste Freundin. Es freute mich daher nicht besonders, dass wir dreieinhalb Jahre später nach Marokko umsiedelten. Marokko ist ein sehr schönes Land, aber das erste Jahr dort war hart. Ich schrieb meiner Freundin in Brüssel jeden Tag einen Brief. Nach einem Jahr fand ich eine neue Freundin vor Ort, eine Marokkanerin. Ich habe Marokko geliebt, Casablanca. Die Leute waren nett, das Wetter war warm, doch gab es – anders als in Ghana – auch Jahreszeiten. In Marokko machte ich die Matura und den Führerschein. Anfänglich war das Kolonialfrankreich nicht meine Welt, mit seinen Chauffeuren und Angestellten. Ich fand erst mit der Zeit auch französische Freundinnen.

Siebzehnjährig versuchte ich dann, alleine in Paris zu leben und Kunst zu studieren. Nach vier Monaten kehrte ich zurück nach Marokko. Das Studium hätte mir gefallen, doch war ich einsam. Bald schon zügelte die ganze Familie nach Nordfrankreich, wo ich in Lille Deutsch und Englisch studierte. Die Wahl dieser Fächer war ein wenig Zufall, ich bin eine, die eher weiss, was sie nicht will, als was sie will. Nach dem Lizentiat stellte sich dann die Frage: Was nun? Ich wollte nicht unterrichten, also drängte sich der Beruf der Übersetzerin auf. Ich bestand die Aufnahmeprüfung in Genf und studierte dort. Nach Erhalt des Diploms suchte ich Arbeit. Frankreich ist ein einsprachiges Land, da gibt es nicht viel zu übersetzen. So machte ich ein Praktikum auf der Bundeskanzlei in Bern. Und fand dann eine Stelle auf der Gesundheitsdirektion. Es war einfach, eine Arbeitsbewilligung zu erhalten. Weil ich mich konkurrenzlos bewarb. Damals wollte fast niemand aus dem Welschland in die Deutschschweiz arbeiten kommen. Ich stellte mir vor, dass ich nach Erhalt der C-Bewilligung auch in die Romandie zügeln würde. Ich dachte, ich würde mich wohler fühlen bei Menschen, die meine Sprache sprechen. Aber dann merkte ich, dass ich gar nicht von Bern wegkonnte. Ich glaubte, nun in Bern Wurzeln geschlagen zu haben. Sicher hat eine Rollenrolle gespielt, dass ich mein Leben lang immer umgezogen und nirgends richtig zu Hause war. Das einzig Stabile in meinem Leben war die Familie gewesen, entsprechend lange hatte der Ablösungsprozess gedauert. Viele Fra-

gen bedrängten mich nun, ich wurde hin- und hergerissen. Ich kam mir als Französin vor, dabei hatte ich kaum je in Frankreich gelebt. Was mache ich eigentlich in Bern? Ich könnte weg – könnte ich weg? Irgendeinmal habe ich dann eine Frau kennengelernt, die meine neue beste Freundin wurde. Ich begann, mich zu Hause zu fühlen. Wir teilten eine Wohnung an der Breitenrainstrasse und Bern wurde nun wirklich meine Stadt. Margrit, später auch ihr Mann und ihr Kind, wurde meine neue Familie. Ich hätte mir nie denken können, dass sie einmal nicht mehr da sein würde, dass ich in einer Stadt leben würde, in der sie nicht mehr war. Weil diese Freundschaft so aussergewöhnlich und so wichtig war. Margrit konnte gut zuhören, sie sagte ihre Meinung ohne Angst, wir nahmen einander ernst und konnten über alles

«Übersetzen ist immer eine einsame Sache, du bist immer allein mit dem Computer.»

reden. Manchmal hat sie mir einen Spiegel vorgehalten, das half mir vorwärtszukommen. Dass sie Krebs bekam und nach einhalb Jahren starb, war der Schock meines Lebens.

Viele Leute leben, glaube ich, ohne solche Freundschaften zu kennen. Und manche Leute empfinde ich als uninteressiert. Das heisst, das Zusammensein muss Spass machen und einfach sein, ja nicht kompliziert oder unangenehm.

Ich habe mich dann beruflich selbstständig gemacht. Doch ist Übersetzen eine einsame Arbeit, du bist immer allein mit dem Computer. Ich wollte wieder mit Leuten zusammen-



arbeiten. Aber auch meine Kundschaft nicht verlassen. So suchte und fand ich eine Teilzeitanstellung.

Das viele Sitzen vor dem Computer machte sich auch körperlich bemerkbar. Knie und Rücken. Die Physiotherapeutin fragte mich: «Mögen Sie Hunde?» – Ich: «Ja.» So kam ich zu meinem ersten Hund. Und fühlte mich gleich besser. Spazieren tut auch der Psyche gut. Es nützt gegen die saisonalen Depressionen, man ist täglich draussen und lernt viele Leute kennen. Das hätte ich gar nicht gedacht.

Das Nordquartier habe ich immer gemocht. Es gibt junge Leute hier, es ist nicht tot. Und die Lorraine ist wie ein Dorf. Die Leute grüssen und duzen sich, auch wenn sie einander nicht kennen. Heute geht es schon in Richtung Gentrifizierung, doch finde ich es auch schön, wenn die Dinge nicht immer gleich bleiben. Leben bedeutet Veränderung. Der Lola, der lustige Laden von Gaby, neue Restaurants haben sicher mitgeholfen, das Quartierbild zu verändern. Vor zwanzig Jahren sagten viele Leute: «Wääh, du wohnst in der Lorraine?» Ausländer, Arbeiter, Säufer – das waren die Assoziationen.

Ob ich gerne reise? Nein, ich bin nie viel gereist. Ich habe im Ausland gewohnt. Zwar mag ich Sonne, Meer und Hitze, doch verbringe ich meine Ferien am liebsten am Neuenburgersee.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

## Food Truck bei der Kirche Johannes



### Mach Deine Mittagspause zum Erlebnis

Neu im Breitsch ab 6. Mai

Montag bis Freitag, 11.00 bis 13.30 Uhr, an jedem Wochentag ein anderes Angebot. Zum Mitnäh oder bi üs dusse u dinne Ässe.